

Martha Gellhorn
Der Blick von unten. Band 1

Martha Gellhorn (1908-1998), war eine legendäre amerikanische Kriegsreporterin und Schriftstellerin, die ihr ganzes Leben rastlos auf dem gesamten Globus unterwegs war, um aus Krisengebieten und über Ereignisse zu berichten, die für Schlagzeilen sorgten.

Caroline Moorehead ist Schriftstellerin, lebt in London und hat eine Biographie über Martha Gellhorn (»A Twentieth-Century Life«, London 2003) geschrieben.

Titel der englischen Originalausgabe: »The View from the Ground«, New York 1988.

Copyright © 1989 and in the original year of publication for each piece by Martha Gellhorn

Edition

TIAMAT

Deutsche Erstveröffentlichung

1. Auflage: Berlin 2019

© Verlag Klaus Bittermann

www.edition-timat.de

Druck: cpi books

Buchcovergestaltung: Felder Kölnberlin Grafikdesign

Unter Verwendung eines Fotos von

Lee Miller

ISBN: 978-3-89320-250-8

Martha Gellhorn

Der Blick von unten

Reportagen 1931-1959

Band 1

**Aus dem Englischen von
Norbert Hofmann**

**Mit einem Nachwort von
Caroline Moorehead**



**Critica
Diabolis
270**

**Edition
TIAMAT**

Für meinen Vater

»Da Leben Handeln und Leidenschaft ist, wird von jedem Menschen verlangt, dass er die Leidenschaften und Aktionen seiner Zeit teilt, auf die Gefahr hin, das Urteil zu hören, er habe nicht gelebt.«

Oliver Wendell Holmes, Jr.
Richter am Obersten Gerichtshof der USA

»Moran kam zu dem Schluss, dass die Vergangenheit weltweit von Wohnblocks ausradiiert wurde.«

Elmore Leonard, »Florida-Fieber«

Anmerkung der Autorin

Dieses Buch ist eine Auswahl von Artikeln, die während fünf Jahrzehnten geschrieben wurden: Reportagen aus Friedenszeiten. Das heißt, die Länder im Hintergrund lebten im Moment, als ich über sie schrieb, in Frieden, auch wenn es Friede auf Erden nicht gab. Die Artikel werden in ihrer ursprünglichen Fassung chronologisch veröffentlicht (mit allen Fehlern und Mängeln) nach den Publikationsdatum außer den folgenden: Das Ereignis im ersten Artikel »Lynchjustiz in der Nacht« fand 1931 statt, veröffentlicht wurde er 1936. »Als Franco starb« [in Band 2 der Reportagen] erschien im *New York Magazin* und im *Observer* und wurde in beiden aus Platzgründen an unterschiedlichen Stellen gekürzt. Da das Original verloren ging, fügte ich beide Artikel zusammen in der Hoffnung auf Vollständigkeit. Die Übersetzung des Zeugnisses in »Über Folter« [ebenfalls in Band 2] wurde erweitert. Überschriften, die nicht von mir stammen, habe ich geändert.

Ich habe mich entschlossen, meine rückblickenden Kommentare zu den Dekaden an das Ende jeder Periode zu setzen und die Leser allein mit den Artikeln zu lassen, bevor ich mich mit Erklärungen einmischte.

Inhalt

Die dreißiger Jahre

Lynchjustiz in der Nacht	15
Mein lieber Mr. Hopkins	25
Der Herr wird für England sorgen	57
Nachruf auf eine Demokratie	81
Die dreißiger Jahre	105

Die vierziger Jahre

Reise durch ein friedliches Land	123
Schmach und Schande	143
Die Kinder bezahlen	151
Die vierziger Jahre	169

Die fünfziger Jahre

Die unerhörteste Sache	181
»Ist doch egal, Mann, wer reinkommt«	187
Spione und Stare	201
Ein Wochenende in Israel	209
Heimat der Tapferen	221
Die fünfziger Jahre	243

Nachwort von
Caroline Moorehead

255

Die dreißiger Jahre

Lynchjustiz in der Nacht

The Spectator, August 1936

Wir stiegen in Trenton (New Jersey) aus dem Zug und kauften für 28 Dollar 50 Cent einen Wagen. Es war ein acht Jahre alter Dodge – ein offener Tourenwagen, sein Rücksitz voll mit Laub. Ein Junge, der für den Autohändler arbeitete, fuhr uns zum Rathaus, um die Fahrzeugpapiere zu besorgen, und er sagte: »Der Boss hat Sie schwer reingelegt. Sie hätten gute 20 Dollar weniger bezahlen sollen, und selbst das ist der Dodge nicht wert.« So begannen wir unsere Tour durch Amerika, eine Strecke von ungefähr 3000 Meilen.

Es war September, und als wir gen Süden fuhren, waren die Tage staubig und heiß, und der Himmel war bleich. Wir schlingerten unsicher auf staubigen Straßen, auf denen sich fahren ließ wie auf Sand, und als wir am Abend anhielten, kratzten wir uns den Dreck vom Gesicht und schüttelten den Staub wie Pulver aus dem Haar. Wir entschieden schließlich, in der Nacht weiterzufahren, die ohnehin kühler sein würde, und wir würden den aufgewirbelten Staub nicht sehen.

Die Schönheit Amerikas ist seine Verlassenheit: Sobald man New England und die Industriezentren des Ostens hinter sich lässt, bekommt man das Gefühl, dass überhaupt niemand in dem Land lebt. Im Süden sieht man ein paar Menschen auf den Feldern, nachdenkend oder einfach nur dastehend, und kaputte Hütten, wo Menschen

mehr oder weniger leben, magere Gestalten, die gewöhnt sind an Unterernährung und Ernten, die nie genug einbringen. Die Städte und Dörfer machen einen Eindruck, als gehörten sie den Fliegen; und man kann sich unmöglich vorstellen, dass diese matten Menschen bei irgendeiner Gelegenheit in Wut geraten.

Wir fuhren spät abends durch Mississippi und versuchten, eine Stadt namens Columbia zu erreichen, in der Hoffnung, dass das Hotel weniger schäbig sein würde als gewöhnlich und dass es etwas zu essen gäbe. Dann versagte der Motor. Wir taten alles, was uns einfiel, aber das war nicht viel. Noch ein- oder zweimal keuchte das Auto ermattet, dann herrschte Stille. Wir blieben sitzen, fluchten und fragten uns, was wir tun sollten. Niemand kam vorbei; es gab keinen Grund dafür. Die Straßen sind schlecht, und sobald man sich nicht mehr bewegt, nähert sich das Sirren der Moskitos. Der einzige Grund, in eine Kleinstadt in Mississippi zu fahren, besteht darin, etwas verkaufen zu wollen, und spät abends tut das niemand.

Es waren etwa noch dreißig Meilen bis Columbia, und wir waren müde. Wären da nicht die Moskitos gewesen, wir hätten einfach im Wagen geschlafen und gehofft, dass jemand am nächsten Morgen vorbeikommen würde. Wir rauchten Zigaretten, schlugen uns selbst, fluchten, hassten alle Maschinen und sprachen über die gute alte Zeit, als Menschen in Postkutschen reisten.

Das machte die Sache nicht besser, und wir waren in ein hilfloses Schweigen verfallen, als sich ein Auto näherte. Aus einiger Entfernung konnten wir hören, wie es über die Spurrillen auf der Straße rumpelte. Wir stiegen aus und standen so, dass die Scheinwerfer uns finden würden. Bald tauchte ein Lastwagen auf, der wie verrückt hin und her schwankte. Er hielt an, und ein Mann lehnte sich aus dem Fenster. Tatsächlich schob er seinen halben

Körper hinaus, hatte eine Flasche in der einen Hand und winkte uns zu.

»Alles okay?«, rief er.

Wir zeigten auf den Wagen und fragten, ob sie uns mitnehmen könnten. Er zog seinen Kopf zurück und beriet sich mit dem Fahrer. Dann erschien er wieder und sagte, sie könnten uns später nach Columbia bringen, aber zuerst würden sie zum Lynchen fahren und wenn uns der Umweg nichts ausmache ...

Wir kletterten in den Lastwagen.

»Nordstaatler?« sagte der Fahrer. »Wo sind Sie losgefahren?«

Wir antworteten: »Von Trenton in New Jersey«, und er sagte: »In der alten Blechkiste?« Der andere Mann wischte mit seinen Fingern um den Hals der Flasche und bot sie mir an. »Wird Ihnen guttun«, sagte er, »der beste Maiswhiskey außerhalb von Kentucky.« Es war nicht der Zeitpunkt, Gastfreundschaft zurückzuweisen. Ich trank etwas von dem Zeug, das einen Geschmack wie Benzin hatte, nur das es wie brennendes Benzin war, und er reichte die Flasche meinem Freund Joe, der einen Schluck nahm und hustete. Die Männer lachten.

Ich fragte zaghaft: »Wer wird gelyncht?«

»Irgendein gottverdammter Nigger mit Namen Hyacinth, soweit ich mich erinnere.«

»Was hat er getan?«

»Er war hinter einer Weißen her.« Ich nahm diese Erklärung mit Zweifel und Abscheu auf und fragte, wer diese Frau war.

»Irgendeine Witwe, besitzt Land Richtung Natchez.«

»Wie alt ist sie?«, fragte Joe. Auch er hatte Zweifel.

»Herrgott, sie ist so alt, sie sollte schon tot sein. Sie ist um die vierzig oder fünfzig.«

»Und der Junge?«

»Sie meinen diesen Nigger?«

Ich bejahte und erfuhr, dass Hyacinth ungefähr neunzehn sei, obwohl man das bei Niggern nicht immer genau sagen könne; manchmal sähen sie älter aus, als sie waren, manchmal jünger.

»Was ist passiert?«, fragte Joe. »Woher wissen Sie, dass er der Frau etwas angetan hat?«

»Sie hat es gesagt«, sagte der Fahrer. »Seither brüllt sie wie am Spieß. Sie lief zu der nächsten Plantage und schrie: Hängt diesen Mann. Und sie sagte, es war Hyacinth. Sie kennt ihn jedenfalls; hat wohl vor einiger Zeit für sie gearbeitet.«

»Wie? War er ihr Diener?«

»Nein«, sagte der Fahrer. »Er arbeitete als Pächter auf ihrem Land. Die meisten ihrer Pächter haben sich inzwischen davongemacht; sie gibt ihnen keine Unterstützung, und sie können die Ernte nicht einbringen, wenn sie den ganzen Winter nichts zu essen haben. Stimmt schon, sie geht ziemlich hart mit den Niggern um, diese Frau; sie hat den Ruf, knauserig zu sein.«

»Nun«, sagte Joe sehr vorsichtig, »ich halte es nicht für wahrscheinlich, dass ein Junge von neunzehn hinter einer Frau von vierzig oder fünfzig her ist. Es sei denn, sie ist ungewöhnlich schön.«

»Schön?«, sagte der Mann mit der Flasche, »Mann, Sie sollten die Frau sehen. Man könnte sie auf ein Feld stellen, und sie würde die Krähen zu Tode erschrecken.«

Schweigend rumpelten wir über die Straßen. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Diese Männer führen zum Lynchen, waren aber nicht etwa blind vor Wut auf den Neger oder brannten darauf, die Ehre der namenlosen Witwe zu rächen.

Joe flüsterte mir zu: »Hör mal, wir können nicht bloß dasitzen und alles hinnehmen. Ich glaube nicht, dass der

Junge der Frau irgendwas angetan hat. Wir können nicht einfach rumsitzen und zulassen, dass ein Mann gehängt wird, verstehst du.« Ich begann zu schwitzen und wurde nervös; gerne hätte ich etwas getrunken, selbst wenn es Maiswhiskey gewesen wäre. Mir fiel nichts ein, was ich hätte tun können.

»Werden viele Leute kommen?«, fragte ich.

»Ja. Die Nachricht machte den ganzen Tag die Runde. Einige der Jungs sind unterwegs zum Gefängnis und holen ihn. Aber das ist leicht. Der Sheriff hat nicht vor, den Nigger zu schützen, bis der Prozess beginnt. 'Ne Menge Leute kommen aus dem ganzen Bezirk. Sie haben heute Nachmittag herumtelefoniert und den Leuten Bescheid gegeben. Es hat sich herumgesprochen, dass es Ärger mit einem Nigger gibt. Da werden viele da sein.«

»Aber«, sagte Joe, diesmal verzweifelt, »Sie wissen doch überhaupt nicht, dass er der Frau was getan hat. Gibt es denn Beweise?«

»Sie sagt, dass er es war«, sagte der Fahrer, »das reicht uns. Das Wort einer weißen Frau gilt allemal mehr als das eines Niggers. Hier wäre der Teufel los, würde jemand behaupten, dass Weiße lügen und Nigger die Wahrheit sagen.«

»Aber Sie sagten, er arbeitete für die Frau«, fuhr Joe fort. »Sie sagten, sie ist geizig und gab ihren Pächtern nicht richtig was zu essen. Auch ist er viel jünger als sie, und eine Schönheit soll sie auch nicht sein. Vielleicht ist er zu ihr gegangen und bat um Geld für Lebensmittel, vielleicht wurde er wütend und drohte ihr oder tat etwas, das sie glauben ließ, er wollte sie schlagen ...«

»Hör mal, Freundchen«, sagte der Mann mit der Flasche ruhig, »dies hier geht dich einen Dreck an.«

Wir fuhren schweigend weiter und stießen immer wieder gegeneinander. Der Fahrer nahm einen Schluck, wo-

bei er mit einer Hand steuerte, und dann trank der andere Mann. Sie waren sauer, das konnte ich sehen. Sie waren losgefahren, um sich zu betrinken und eine gute Zeit zu haben, und hier waren wir, stellten Fragen und verdarben ihnen den Spaß. Die Stimmung verdüsterte sich, und das ärgerte sie. Sie boten uns die Flasche nicht mehr an.

Die Straße wurde breiter, und vor uns konnten wir Rücklichter sehen. Der Fahrer trat aufs Gas, und der Lastwagen ratterte vorwärts. Wir überholten einen Tourenwagen mit sechs Mann darin; ich sah einige Schrotflinten. »Bist du das, Danny?« rief der Fahrer. »Hi, Luke, bis gleich.«

Offensichtlich fuhren wir zu einem verabredeten Treffpunkt. Ich fragte danach. »Sie bringen ihn vom Gefängnis her«, sagte der Mann mit der Flasche. »Wir kommen alle an der Kreuzung Big Elm zusammen.«

Jetzt waren da immer mehr Autos, und die Straße wurde besser. »Fast da«, sagte der Fahrer, und ohne ersichtlichen Grund sagte der Mann mit der Flasche: »Gut gemacht«, lachte und schlug sich auf den Schenkel.

Der Mond schien nicht. Ich sah einen riesigen Baum, und auch wenn es dort zweifellos andere Bäume gab, stand er für sich allein und machte einen seltsamen Eindruck von Nützlichkeit. Die Straße gabelte sich, überall in dem Staub standen formlose dunkle Autos, und Männer warteten in Gruppen, lachten und hielten Ausschau nach etwas, das auf der Landstraße erschien; etwas, das dieser Party Sinn geben würde. Ich konnte die Menge nicht abschätzen, aber dort müssen etwa fünfzig Autos gewesen sein, und alle waren voll besetzt.

Dann kam eine Wagenkolonne die Straße entlang. Sie fuhren so schnell, wie es die Spurrillen eben zuließen. Sie hielten, und Männer strömten heraus, ohne viel Lärm zu machen; augenscheinlich wussten sie, was sie zu tun

hatten, als wäre es ein Ritual oder etwas, das sie schon vorher oft praktiziert hatten. Einige dieser Männer schienen die ärmsten der weißen Farmer zu sein: Pächter oder auch nur Teilpächter. Zerlumpte Kleidung, verbrauchte dünne Körper, das schmutzige Aussehen von Menschen, die in engen, überfüllten Räumen leben. Es gab ein oder zwei Männer, die aus Prinzip dort zu sein schienen, so wie man zu einer Abendgesellschaft geht, weil es eine Verpflichtung ist, aber eine sehr langweilige, und ein paar Männer, kompakter als die anderen, die die Show leiteten. Es war schwer zu sagen bei diesem Licht, aber die meisten schienen Männer mittleren Alters zu sein, Hauseigentümer, Familienoberhäupter, zuverlässige Leute. Plötzlich sagte Joe: »Ich hätte Lust, selbst jemanden zu töten.«

Ich konnte an überhaupt nichts denken. Ich fragte mich nur, warum wir hier waren. Hyacinth hatte ich noch nicht gesehen.

Aber er war da, umringt von Männern. Er war in einem der letzten Wagen gewesen. Ich hörte einen Mann sagen: »Beeilt euch, bevor der Dreckskerl vor Angst stirbt.« Ein Gang bildete sich, und Hyacinth wurde über die Straße zu dem großen Baum geführt. Seine Hände waren zusammengebunden und ein Seil war um seine Hüfte geschlungen. Sie zogen ihn; seine Beine krümmten sich und sein Kopf schien lose zu sein. Er hing ihm schwer im Nacken. Der junge Mann sah klein aus und viel zu ruhig. Sie hatten ihm das Hemd runtergerissen.

Die Männer scharten sich ohne irgendeinen Befehl zusammen und standen dann in einiger Entfernung, um den Anführern Platz für ihre Arbeit zu machen. Es gab kein besonderes Geräusch, kein Jubeln oder Schreien, nur das stetige drohende Gemurmel der Wut und der Entschlossenheit. Die Aktion ging schnell voran, sehr präzise.

Eine Limousine fuhr vor und hielt unter dem Baum. Schnell kletterte ein Mann auf das Dach. Dann noch einer. Sie hoben sich schwarz vom Himmel ab. Von unten hiepte eine Gruppe von Männern, schiebend und drängelnd, Hyacinths schlaffen dünnen Körper zu ihnen hoch. Halb lag, halb kauerte er auf dem Dach. Vom Boden flog ein Seil nach oben, hing in der Luft, krümmte sich und fiel runter. Ein Mann versuchte es erneut; das Seil blieb über einem Ast hängen. Das geschlungene Ende wurde einem der Männer, die auf dem Autodach standen, zugeworfen. Er hielt es und schüttelte Hyacinth. Nun wurde kein Wort mehr gesprochen, nur ein paar halblaute vage Anweisungen. Die Menge hielt inne und schwieg; man konnte das schrille Sirren der Moskitos hören.

Der andere Mann hatte etwas in seiner Hand; es sah wie eine große Kanne aus. Er hielt sie über Hyacinth, der plötzlich heftig zitterte und wieder zu sich kam. Seine Stimme erhob sich aus ihm wie etwas, das nicht zu ihm gehörte, und sie tat den Ohren weh, die sie hörten; sie war höher, als eine Stimme sein kann, nicht menschlich. »Boss«, rief er. »Boss, ich habe nichts getan, verbrenn mich nicht, Boss, Boss ...« Aufgewühlt von seiner Stimme, wurde die Menge unruhig, und es gab Rufe, sie sollten sich beeilen und den Dreckskerl endlich töten, worauf zum Teufel sie warteten ...

Die beiden Männer hielten ihn aufrecht und legten die Schlinge um seinen Hals. Da machte er ein schreckliches Geräusch wie ein winselnder Hund. In der Minute, die sie verstreichen ließen, sackte er in eine kniende Position. Sein ganzer Körper schien zu schrumpfen, und da war dieses laute Winseln. Die beiden Männer sprangen von dem Wagen; das Seil war nun straff. Der Wagen startete, und der absurde Klang des Anlassers, der nicht sogleich funktionierte, dann die zögernde Beschleunigung des

Motors waren so ohrenbetäubend, dass nichts anderes zu hören war. Ein kurzes Warten. Der Wagen bewegte sich vorwärts, schnell. Hyacinth rutschte und versuchte einen Augenblick – weniger als ein Augenblick –, einen Halt oder etwas Sicherheit zu finden. Ruckartig flog er vom Heck des Wagens, schwebte in der Luft, drehte sich ein wenig an dem Seil, wobei sein Kopf seitwärts fiel. Ich wusste nicht, ob er tot war. Ich hörte neben mir einen würgenden Ton; es war Joe, der dasaß und weinte vor Wut, vor Hilflosigkeit, und ich schaute weiter auf Hyacinth und dachte: Das kann nicht geschehen sein. Als das Seil den Körper wirbelnd in die Höhe zog, war ein jäher gutturaler Laut zu hören wie von Menschen, die tief ausatmen. Nun trat ein Mann mit einer brennenden Fackel aus Zeitungspapier nach vorne. Er streckte die Hand aus, und die Flammen leckten an Hyacinths Füßen. Er war mit Kerosin übergossen, um es einfacher zu machen, aber die Flammen hielten sich zunächst zurück. Dann erreichten sie seine Hose und schossen nach oben; da war ein zischendes Geräusch und wohl auch ein Geruch. Ich ging weg, mir war schlecht.

Als ich zurückkam, fuhren die Autos ruhig die Straße hinunter. Die Männer riefen einander zu: »Bis bald, Jake ...«, »Mach's gut, Billy ...«, »Bis morgen, Sam ...«. Sie wünschten sich eine gute Nacht und fuhren nach Hause.

Der Fahrer und der Mann mit der Flasche kamen zurück zu ihrem Lastwagen und stiegen ein. Sie schienen guter Stimmung zu sein. Der Fahrer sagte: »Nun, in dieser Gegend wird es die nächste Zeit keine frechen Nigger mehr geben. Wir bringen Sie jetzt nach Columbia. Tut uns leid, dass wir Sie warten lassen mussten ...«